

Salle'sche Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 16 Halle a. S., den 17. April. 1910

auf. Sobald es aber aufsteht, beginnt sich die Frau ein Leben, in dem die laufenden Beschäftigungen unter dem Sprechen nicht zu leiden haben. Die Sorge um die Wirtschaft, die Kleider und die Kindererziehung verlangen nicht, daß man den Mund hält. Ja, man kann sogar sagen, daß es nicht leicht ist, ein kleines Kind ohne Schreien zu erziehen. Man braucht bei immerfort Worte, ganz planlos hingeworfene Worte: man muß Tadel und Tadel unermüdlich wiederholen, wenn das kleine menschliche Wesen sich einen Wort- und Gebotensvorrat aneignet. Wir Männer haben es also dem Gepulver unserer Mütter und unserer Erziehinnen zu verdanken, wenn wir überhaupt heute leben. Wir haben auch noch einen anderen Grund, nachlässig zu sein: wir selbst ermutigen die Frauen zu plaudern, und wir hören ihnen beifällig zu. Wenn ein Frauenmund nur hübsch aussieht, hören wir ihn gern sprechen. Die hübsche Frau, die junge Frau darf in unserer Gegenwart sprechen, so lange es ihr gefällt, und ohne etwas zu sagen. Das Männergebiet ist noch trocken behaupten, daß sie Grazie und Geist habe. ... Was natürlich kann nicht gelugnet werden, daß das viele Schwagen ein großer Fehler der Frauen ist, groß vor allem, weil er unangenehme Folgen hat. Das planlose Geschwätz hindert die Frau, logisch zu denken. Eine schlechte Frau denkt nur, während sie spricht, und das ist eine schlechte Art zu denken. Das Wort ist kurz und rasch; wenn der Gehörte sich nach dem Worte richtet, muß er oberflächlich werden. Er ist eigentlich überhaupt kein Gebante mehr; es sind ausser Geratewohl erhaltene Ideen und Töne, die niemals überlegt und niemals kritisch gefächelt sind. Jeder der Eitelkeit der meisten Frauenunterhaltungen, mögen sie im übrigen durch ihren Ton und durch ihren Charme sehr angenehm wirken. ... Gibt es nun praktische Mittel, mit welchen man gegen das Frauengeschwätz ankämpfen könnte? Ich verpnehe mir Wirkung von einer Reform in der Mädchenerziehung. Man möchte das junge Mädchen frühzeitig gewöhnen, sich Schmeichelein anzuhören. Kluge Erziehinnen mühten sich die Mütter gegen, die Unterhaltungen zwischen jungen Mädchen in ruhige Geben zu lenken; sie müßten ihnen vor allem sagen, daß nicht alle auf einmal sprechen dürfen.

Und wenn sich dann die „schöne Frau“ wirklich entwickelt hätte, würde nicht Freud eine der ersten sein, der sie wieder besichtigen wollte?

Aus aller Welt.

Unsere Dürst und wir. Der „Kunstwart“ bringt in seinem neuesten Heft einen sehr ungewöhnlichen Beitrag über Thomas Manns „Königliche Hoheit“; die Kritik eines deutschen Fürsten aus regierendem Hause also, ja, so, was eine wirkliche königliche Hoheit zu sagen hat. Die Einwände dieses deutschen Fürsten gegen Thomas Mann sind sehr interessant. Gleich im Anfang hat aber der Stuttwarter Thomas Mann selbst zu seiner Kritik Stellung genommen und sagt, was man erwarten darf. Er scheint aus einleuchtend und wertvoll. Ferdinand von Arnim benutzte dann die Debatte, um ohne ein weiteres Eingehen auf den Streit um das vielgelesene Buch die Frage der Stellung unserer Fürsten zu unserer modernen Kultur freimütig zu erörtern. Wir sind es bisher nicht gewohnt gewesen, daß Fürsten zu einseitigen Meinungsäußerungen in den Spalten von Zeitungen oder Zeitungen das Wort ergreifen, um so willkommener, daß es hier geschieht! Es würde besser um das Verhältnis der deutschen Fürsten zu uns ändern, wenn der solchen Gelegenheiten, wo man klug und anständiger Sprecher gewirkt ist, nicht wie bisher irgend ein Wort oder ein offizieller Journalist, sondern, wie in diesem Falle, ein Fürst selber zur Rede bereit wäre.

Wortwählische Tierzucht am Main. Nach einer Meldung aus Wiesbaden fand man in einer am Main gelegenen Metzgerei bei Mainz wiederum das Skelet eines vorgeschichtlichen Säugetiers in einer Tiefe von nur zwei Metern. Das Skelet fand sich in Mädeln, was beweist, daß das Tier als Leiche angeschwemmt und in den Ton eingebettet wurde. Der Fund wurde einem Privatmusem in Bonn überwiesen.

Vom Essen und Trinken auf der Bühne. Eine recht subtile Art zu der Zeit des Aufstehens seiner künftigen Wirtin. Tätigkeitsfeld, einiges Interessante im zweiten Bande seiner „Erinnerungen“. Die Christen, Statisten usw. erhalten natürlich, wenn sie auf der Szene die Beden an den Mund setzen, aumeist nur Wasser, während sich die hervorragenden Künstler oft echten Sekt um leisten. Von jenem Schicksal in Webersburg am Nationalen Hoftheater (1892) erzählt W. folgende hübsche Episode: „Am Schluß der Vorstellung „Kean“ wurde mir ein Beamter des Hoftheaters „in dringender Angelegenheit“ gemeldet. Dieser Herr trat in voller Uniform bei mir ein und fragte, ob ich im dritten Akt die Kean eine glatte Chamomille auf der Bühne gebraucht hätte. Als ich dies bejahte, forderte er mich um den Betrag für dieselbe mit sieben Rubeln sofort zu entrichten.“ W. mußte sich das Geld erst von einem Kollegen leihen, da ihm der Beamte erklärte, er dürfe das Theater nicht verlassen, bevor nicht diese sieben Rubel erlegt wären. In einem Einlad von Otto Reuß kommt ein ganzes Mehl von drei Säcken vor; das selbe kann schon aus Sparmaßregeln nicht jeden Abend in natura geliefert werden. Der Regisseur hilft da mit Mehlsteinen aus Rappde oder Holz aus. So jag Alexander Girardi, der bekannte Wiener Komiker,

einmal zur Belustigung des Publikums in einer Hofe aus seiner Tasche eine kleine Ege hervor, und begann damit das ihm vorgelegte hölzerne Huhn zu zerlegen. Am nächsten Abend hatte er sich ein veritables Wiener Rindfleisch auf die Bühne bringen lassen und zerlegte es mit großem Behagen.

Lustige Ecce.

* Aus Weimar. Aus unserem Kreisreise wird uns folgender Scherz mitgeteilt, den man sich in Weimar erzählt: Frau A.: Ach, denken Sie nur! Untere Junger, reizenden Großherzogin gefüllt es hier so wenig, daß sie uns wieder verlassen will. Frau B.: Ach nein! Wie ist denn das möglich? Das kann ich nicht glauben. — Frau A.: Aber das ist doch schon amtlich! — Frau B.: Um Gotteswillen! — Frau A.: Ich einen neuen Doppelstater vorgelegt: Da lesen Sie selbst: „Sehoda will heim!“ — Frau B.: Ist das amtlich? — Frau A.: Ja, das ist amtlich. — Frau B.: Ist das amtlich? — Frau A.: Ja, das ist amtlich. — Frau B.: Ist das amtlich? — Frau A.: Ja, das ist amtlich.

* Unterhaltend. Der kleine Paul: Papa, wir haben ein neues Spiel! Wir spielen Parfüf. Dabei ist die Sparfasse. Wir haben ihm schon 5 Fünftenniger eingeben.

* Der Kilometerreferent: „Sollte es doch ein Fortbegehen der Seele geben, so möchte ich nach meinem Tode in einem Auto-Pneumatik weiterleben.“

Knackmandeln.

Auslösung des Rätsels am Nr. 15:
„Es wird älter.“

Müchtige Lösungen gingen ein. Die Gesamtzahl der Einbringungen betrug 50.

Prämie: Goethes Gedichte, eleg. geb.
entsief auf G. Witte, hier.

Rätsel.

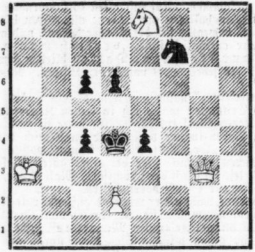
Wer mild nur einen Tag vernicht,
Den ihm nun doch bald klagen;
Und wer mild hat, der wohnt genoff,
Mich schlingt zu zerlegen.

Prämie: Karl Zanera „Wolf der Fufar“, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von J. Weinmann in Königsberg.



Weiß zieht an und legt in 2 Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe am Nr. 14.
Dreijäger von M. Karst.

1. Kc3, Dd3, Ld7, Sd6, Td5, Bb1, e3, e5, g2, g3.
2. Kc4, Lh8, h7, Se2, g5, Te2, Ba5, b3, e3, f2, f6.
3. Sd6-d5, uju.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von B. Hoffmann. — Verantwortl. Redakzion: Dr. Ewald Stettinheim, Halle a. S.

Psyche.

Ein Stimmungsbild aus Monte Carlo von René Binder.
(Nachdruck verboten.)

Gleichgültig ruht der Schaffner aus „Monte Carlo.“ Ein Teil der Menschen drängt mit feierlicher Eile hinaus. Schnell passiert hier das Leben. Der Fahrer verzieht sich mit dem Klack. „Aien ne va plus!“ Die von den Anleitern herüberkommenden Worte werden durch die Affäre der Tanzmusik verjüngt. In den glänzenden Sälen wird Wasser getrunken; Lachen, Flüstern überall. Aber dieses pradovolle Bild ändert sich nur zu bald. Schwere Luft die gute Kunde ab, das Licht ist jetzt dem feierhaften Hasten, das man hier Bestimmung nennt — der Tod dem Leben. Die Blumen sind verweltet, der Glanz verloscht, die Musik verstummt! Nur die Geister flüstern in der blauen-reichen Luft: „Aien ne va plus!“ Auch der Madam-in flüstert es, die herabfallenden Mütter rufen es, jede Welle, die sich am Meer bricht, weint es: „Aien ne va plus!“

Erst jetzt beginnt der Tanz, die Unterhaltung ist in vollem Gange. Die Schönheit der Schönen, Mitreß Mary Morgan, tanzt den Walzer mit dem Baron Reife. Ein herrlicher Brillantenkranz umgibt ihren schwarzen Haar. Sie ist die Schönheit, die Reife, die Angebetete von allen. Man sagt von ihr, sie sei mit allen Reizen der Natur geschmückt, nur die Seele fehle ihr.

Baron Reife drückt ihre schlanke Gestalt an sich, aber sie fühlt es nicht. Ihr kalter Blick sieht aber ihn hinweg. Der arme Baron beginnt zu reden um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, aber da er ein wenig beschränkt ist, vermag er nur über alltägliche Ereignisse zu sprechen.

„Haben Sie den neuesten Eheskandal des Barons Boris gehört? Gehtern nacht hat sich der kleine Vicomte Katoypire mit Karl erschossen! Der geniale Prinz Nohan aber — parbon, wenn ich recht sehen, hat Sie Werden, dieser War, auf den Fuß getreten.“

Die schöne Frau würdigt Reife's Frage keiner Antwort. Ihr kleiner Fuß, der in einem weichen Seidenstiefel steht, hat die Richtung nicht gewechselt. Ihre Augen bliden fragen zu dem Baron empor, und ihre Lippen, die sich so selten zu einer Frage öffnen, scheinen zu zittern, als sie sagt: „Sie sprachen von Prinz Nohan. Was wissen Sie über ihn?“

„Nichts besonderes. Soebeniges Mut, ein genialer Kopf, aber er leidet an Gelbangel, und ich fürchte, daß er jetzt die geringe Summe verpicht, die seine meagre Erbfolge noch enthält. Schade um ihn.“

„Schade um ihn!“ wiederholt Mitreß Morgan medantisch. Sie ist plötzlich müde geworden und jetzt ist Baron Reife ihr entlassen und entfernt sich verstimmt. Armer Baron, ganz plötzlich hind seine Hoffnungen zerfallen. Wie elegant hätte er seine Schulden mit den vielen Millionen Dollars der schönen Mitreß bezahlen können; ja, er hätte wahrlich nicht noch jäh eripart, um getötet als reicher Mann an der Seite der schönen Frau die Freuden des Lebens zu genießen!

Schade! sagt Baron Reife mit zusammengebrochenen Lippen. Mitreß Morgan erhebt sich. In der Tür des Ballsalons erscheint die robuste Gestalt des Prinzen Nohan. Obwohl kaum 30 Jahre alt, sieht er doch älter zu sein. Sein Oberkörper ist ein wenig nach vorn geneigt. Sein interessantes Antlitz zeigt feierhafte Erregung. Er blidst hasten, als er bemerkt, wie tonderbar ihn Mitreß Morgan betrachtet. Ausdruckslos halten die schwarzen Augen an ihm; der Prinz nähert sich ihr langsam.

„Wie befinden Sie sich, Mitreß?“
„Ich möchte Sie daselbst fragen.“
„Der Prinz sucht mit den Wästen: Ach habe gepiekt und verlor.“

„Sagen Sie, leid Sie das Geld so sehr?“
„Das Geld? ... Nein!“
„Man sagt, daß Sie die Geldgier täglich zur Monette zieht.“

„Nunmehr Gerde —“ antwortet Prinz Paul leise. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen als Antwort erähle, was ich vor anderen verheimlicht.“ Mit seinen schmalen, gebligten Händen führt er mehrmals über die Stirn, als ob er aufsteigende Schuppen verjüngt würde.

Von meinem Vater erbe ich — viele Schulden. Der Name Nohan verlangt, daß diese Schulden getilgt werden. Meine Mutter lebt noch, auch habe ich noch einen jüngeren Bruder. Ach, der ältere, muß dafür Sorge treffen, daß Sie keinen erholten Namen tragen, daß sie — doch was soll ich fortbringen — Ach brauche Geld, Mitreß Morgan, viel Geld!“

„Biel Geld ist ein Fluch, glauben Sie es mir, Prinz.“
Nohan blidst neugierig auf die schöne Frau und bemerkt sodann trontlich: „Ich habe es öfters gehört, wie die reichen Leute über den Fluch des Geldes geklagt haben, aber ich habe noch keinen angetroffen, der zugunsten seiner armen Mitmenschen diesem Fluche entloft hätte!“

„Der Scherker spielt Wolten. Baron begleitet mit ihrem Pächter den Mythos. Sie lehnt sich zurück, und ein sonderbares Lächeln fliegt über ihr Antlitz. „Ich rate Ihnen etwas. Schließen Sie eine reiche Ehe.“

„Der Prinz lacht laut auf: „Mit wem, Mitreß Mary? Vielleicht mit Ihnen?“
Bisher bemerkte ich in dem Meer meiner Begleiter nicht den Prinzen Paul Nohan,“ antwortet Mitreß Morgan kühl.
„Diese Tatsache hat Sie, meine Gnädige, schwerlich betäubt?“
„Nicht im geringsten, da alle hauptsächlich nach meinem Reich- tum.“

„Sie sind sehr streng und zugleich Bestimmtheit. Es ist unmöglich, daß unter der vielen Ehrerbietung, mit der man Sie überhäuft, nicht auch eine solche wäre, die allein Ihrer Schönheit gilt.“
„Und Sie, Prinz, finden Sie mich schön?“

„Ach, muß aufrichtig sein, Mitreß Morgan. Ich finde Sie nicht so schön, aber Ihre ansehnlichen Wesen ist interessant und ansehend. Das ist bedeuten mehr als Schönheit. Unter hundert Frauen kann man sich ja für schön erklären. Aber unter hundert findet man kaum eine, die einen Edman repräsentiert. Sie, meine Gnädige, haben nur einen Mann. Sie gehören zu denen, die seine Seele haben, und darum können Sie sich nicht zu Ihrem Schalen machen!“

„Mary erbebt sich langsam, sie ist um eine Schattierung bleicher. Ihre Hand zittert kaum merklich, als sie sie dem Prinzen Nohan reicht. „Ach danke Ihnen, Prinz.“

„Wäre danken Sie, für meine Ungezogenheit?“
„Für die Wahrheit, Prinz, die wir nur jenen zu sagen pflegen die wir für stark genug halten, sie zu ertragen. Sie sind so freundlich, mir meine Mantille aus der Garderobe bringen zu lassen. Ich möchte heute zu Fuß nach Hause gehen.“
„Vermagend Scherkes geben Sie bei den Blumenbetten vorüber durch den Park, den der Silberlantz des Vollmondes erleuchtet Sie reden kaum.“

„Nüchlich bleibt der Prinz stehen: „Hier hat sich Nicome de touare erschossen, nicht wahr, Mitreß Morgan?“

„Ach glaube, es getödt hoch. Ein schreckliches Ende — immer daselbst.“

„Glauben Sie vielleicht, daß auch ich einst so enden werde?“
„Sie, Prinz — Sie können und dürfen nicht so handeln. Es schauert sich Sie ihn weiter von dem Säulen her, das in Blüte des Selbstmörders rei wurde. Sie setzen ihren Weg fort bis Nohan vor einer Statuengruppe, die Amor und Psyche darstellt, wieder stehen bleibt. „Mitten Sie, Mitreß Morgan, da Sie dieser Psyche ansehnlich ähnlich sind.“ Er legt sich auf die Bank vor der Statue. „Sehen Sie, wie groß die Ähnlichkeit ist, ich in Mandelstein.“

„Mary antwortet leise: „Der Schein des Mondes hat von der Lippen der Psyche die Seele geräubt. Diese Psyche, welche sie es noch so großer Künstler geschaffen haben, hat einen großen Fehler Sie ist ohne Leben, und ihrem Antlitz fehlt der Ausdruck. Das ist



... nicht eine Waise, das ist eine Frau, die ihre Seelenlosigkeit als ihren Stolz trägt. Mir scheint sie so, als ob sie mit ihren starken Augen und halb geöffneten Lippen zu Gott flehen würde: 'Hörche mir eine Seele ein!'

„Glauben Sie, Mister Morgan, daß es einen Menschen gibt, der imstande wäre, seinen Willensherrscher die Seele einzunehmen?“

„Es gibt nicht! Aber das beweist eben nur ein Mensch mit unächter Seele! Unter Tausenden einer.“

„O, wäre ich doch ein Mensch!“ leuchtete der Prinz unwillkürlich.

„Und was geschähe, wenn ich von Ihren Lippen die Seele launen würde, wie Lutine es mit Heinrich tat?“

Der Prinz will die Hände der atternden bleichen Frau ergreifen. Aber sie ist schon entflohen. Wohin ist sie geflohen? Sie verschwand, wo die weisen Sommermonnungen im Mondenscheine verblühten. Noch einmal wird ihr lüchtes Kleid sichtbar, man hört das Schließen eines Tores, dann ist es still. Nur ihre leichten Schritte hört Prinz Roban noch einmal, als ob sie der Abendwind aus der Dunkelheit zu ihm herübertriebe.

„Haben Sie schon davon gehört, Meiste? Mister Morgan ist nämlich abgereist.“

„Unmöglich, lieber Moritz!“

„Doch! Mister Morgan ist vor uns angelaufen, wie ein prächtiger Aermel, der mit seinem Glanze unseren Himmel erleuchtete. Dann verschwand er ebenso unerwartet. Wir konnten an ihm nur seine Schönheit bewundern, das muß uns senken.“

„Amer Roban“, meinte Meiste lebhaft, „er hat sein ganzes Vermögen an der Kunstlei verloren. Es ist sonderbar, daß er nicht abreist. Es ist, als ob ihn ein Fieber an den Ort festhalte, der ihn doch zum Weiter möchte. Neben Morgan ist er vor der Statue des Amors und der Psyche.“

Man behauptet, er habe sich in die Wärmehöhle verflücht. Amer Prinz! Und doch finden sich neun lebende Wesen, die ihn erhörten würden.“

Die Person des Bräutigams Roban beschätzte übrigens das Publikum nur zwei Wochen; er wurde durch zwei andere Reizgeleiten in den Hintergrund gedrängt. Die eine erschien in Form einer Taubenfrau in den Reigenen; „Mister Moritz Morgan, eine herrliche, etwas exzentrische, schöne amerikanische Dame, dessen ohne Fehler, nur in Begleitung ihres Dieners den Montblanc. Sie wurde von einem Schmeichler überfallen und veranlaßt, samt ihrem Diener.“

Die zweite Reizgeleit, die eine Woche später von Mund zu Mund ging, erzählte, daß Mister Morgan ein Testament hinterlassen habe, in dem sie den Bräutigam Paul Roban zu ihrem alleinigen Erben einsetzte.

Das Pariser Gericht forderte Prinz Paul Roban auf, die Erbschaft zu übernehmen.

Tausend verließ er das Gerichtsgebäude. Niemand ahnte in ihm den reichen Erben; er machte den Eindruck eines gedrohenen Menschen. Es mußte ihn fortwährend der Beobachtung, daß der Tod bei Moritz Morgan nicht durch einen bloßen Unfall herbeigeführt sei, sondern daß sie ihn selbst getödtet habe.

Jahre vergingen und lasteten mit Millionen Pfunden an der Schulden des Bräutigams Roban. Nirgends konnte er zur Ruhe kommen, er reiste von einer zur anderen Stadt.

In einem frühen Augusttage erschien er auf der Chicagoer Ausstellung. Gelesen wurde bündig über die Elbtherapie; dieß-lich ließ er vor einem Stube stehen.

Monte Carlo. Die Ausarbeitung zeigte von großer Kunst. Aber die Aufmerksamkeit des Bräutigams wurde nicht durch die wunderbare Technik, noch durch den Farbenreichtum gefesselt. Am Runderande des Bildes stand eine Statuengruppe: Amor und Psyche. Und diese Psyche trug die eben beschriebene des Mister Morgan! In ihren großen, harren Augen spielte sich die Schuld wieder, ihre feingekrümmten Lippen schienen zu rufen: „Gib mir eine Seele, die Seele, die mir fehlt!“

Prinz Roban ludte sofort den Ausstellungsdirektor auf: „Ich möchte das Bild 1004 kaufen.“

„Es ist mir außerordentlich leid, Ihnen nicht dienen zu können; die Künstlerin Miss Alice Young hat im Statuol ausdrücklich bemerkt, daß das Bild nicht der berühmte, Schwere Leptide käuflich mit der Künstlerin brechen, ihr Atelier befindet sich in der Prince Street 38.“

Prinz Roban wurde von fierberster Ungebulde ergriffen. Er fuhr an dem besagten Hans. Der Diener wies auf eine Tür. „Bitte eingetreten. Miss Young hat ihre Empfangskabine.“

Prinz Roban konnte keine Artungung kaum mehr. Mit derselben überließ er die Schwelle. Schwere Leptide kümpfen das Gerüst seiner Schritte. Die Künstlerin wandte dem Eintretenden den Rücken zu, da sie vor einer Staffelei stand und malte.

Der Prinz blieb wie versteinert stehen. Was das ein Traum, tragen ihn seine Augen? Die schöne Gestalt, an der das weiße Kleid in lockeren, weichen Falten herabwallte, die nach schwarzen Locken, und licht, an sich der prächtige Kopf zur Seite wandte — hellster Dämmer!

„Morph! Morph!“ entzogen es sich schlauchend seiner Brust, und überflücht brüdete er die totegefaßte, angebotene Psyche an sich. In Rand tränenfeuchten, schwarzen Augen leuchtete eine ganze Seele, die gelernt hatte, zu fühlen und zu lieben!

Otto Erich Hartleben's Vorlesung in Halle.

Die Witwe O. E. Hartleben's gibt unter dem Titel „Mein Erich“ ein kleines Bändchen von Geschichten und Anekdoten aus dem Leben des Verstorbenen heraus. (Verlag von S. Fischer, Berlin.) So unbedeutend diese kleinen Anekdoten sind, so reich und humanistisch entlehnt das Bild Hartleben's aus diesen kleinen Geschichten. Er war wirklich naive. Er war wirklich ein Kind, feilschinnig, ängstlich und unüberlegt. Der letzte Verzicht, den man gegen ihn hegen konnte, als ob er der Otto Erich doch ein wenig spielte, wird durch dieses Bändchen zertrütert. Dazu kommt, daß die Geschichten alle ganz vortrefflich, ohne Prätention, aber heiter und pointiert erzählt sind. Die natürliche Fabelhaftigkeit der Frau ist in diesem Fall offenbar durch das Vorbild des Mannes ausgebildet. Wir teilen aus dem Bändlein die Episode mit, die von Otto Erich Hartleben's Vorlesung in der Literarischen Gesellschaft zu Halle handelt.

„Was meinst Du, Wopphen? Müller-Raststatt bietet mich, ein paar meiner Sachen in der Literarischen Gesellschaft zu Halle vorzulesen. Ich habe schon Lust, aber der „römische Kaiser“, auf den es ihm besonders ankommt, ist noch nicht fertig. Liebermorgen müßte ich hinabfahren, ich muß also noch sehr fleißig sein.“

„Erich, Erich, das ist doch nicht Dein Ernst? Bis übermorgen machst Du die Novelle doch nicht fertig. Und Du kannst ja auch gar nicht lesen.“

„Aber Wopphen, was denkst Du Dir? Ich — der ich so frech! Erich ist nicht aber zum Dichten fähig. Ich gebe rasch, einen Kräftschoppen zu trinken, und komme bald wieder, dann wird gearbeitet. . . Vorher will ich noch nach Halle beschleichen, damit die Programme gedruckt werden können. Du fährst selbstverständlich mit.“

„Ja, was willst Du denn lesen?“

„Was ich lesen will? Na, also den „hundert Vogel!“ Dann das „Raststättchen“ und dann den „römischen Kaiser.“

„Erich nahm seinen Hut und ließ mich in bedrückter Stimmung zurück.“

Ich mußte an einen literarischen Abend vor Jahren denken, wo er in Berlin aus dem von ihm übersehen Bierot Amator verließ, dessen Verzei sich allerdings nur für einen intimen. Erich eigne mochten. Erich los, man lachte, man zifste. . . Erich los un- beirrt weiter.

„Hinter mir logte ein Herr: „Den Kerl sollte man vom Robium runterwerfen.“

Erich lächelte gar nicht zu merken, daß er angesprochen wurde. Erst als wiederholt „Schluß“ gerufen wurde, und das Publikum größte, sah er milde lächelnd auf, flüppte das Buch zu und meinte: „Schade, die Gedichte sind wirklich schön. Schade, schade, daß sie nicht ver- standen werden! Und sind nicht einmal von mir.“

Er hatte nur die Lächer auf seiner Seite, der Herr, der ihn eben noch so kühnlich dem Robium heranzubefördern wollte, be- grüßte ihn freundlich und lobte die Verse.

Diese Erinnerung fiel mir sehr schwer auf dem Geta. Was hatte er gelobt, daß er nicht lange ausbleiben würde — aber am anderen Morgen fand ich den Radlerwagen im Korridor, der ihn an sein Bett begleiten sollte, noch unberührt stehen, und ich gedachte leich- tend der unvollendeten Novelle.

Der Tag verging, der Abend kam, aber kein Erich, und auch der nächste Sonnenaufgang lag mich noch immer als Strohwitwe.

Aber wann kam er.

Am Rande des Vormittags, sehr vermul, sehr aufgeräumt.

„Rumpfen, sei lieb, ich muß jetzt noch ein paar Stunden schlafen. Wenn Winterstein kommt, dann weckst Du mich, dann fahren wir zumal nach Halle; ich habe nämlich, als ich Dich abnungslos verließ, viele wichtige Verbererechte getroffen und sie jetzt mit dir gemein! Dafür muß er nun mitfahren!“

„Nein, aber daß keine Angst, Wopphen!“ Das machte ich schon!“

„Ich lieb ich Ihnen bis zur letzten Minute. Der unglückliche Vorlesende der Literarischen Gesellschaft. . . wie lieb tat mir bei — eine Walmage war unanbleiblich. . .“

Edward von Winterstein kam, und programmäßig dampften wir gen Halle.

Die Herren betreten erst gar nicht das Compé, sondern setzen die geistigen Studien lediglich im Speisewagen fort. Es sie ver- schwanden, rante ich Winterstein an, er solle Erich, der Ruhe statt des Alkohols bedürfe, die Trauben hoch hängen, aber der tröstete mich damit: „Wenn alles schief geht, bringe ich ein und lese für.“

Erich hatte in feits Blick und fand sich aus den schwierigsten

Situationen immer noch mit einem besorglichen Nadeln heraus — aber diesmal? Angst und Neugierde ließen mir keine Ruhe.

Der Winter-Raststätt erwartete uns, und die Bode überlebend, fragte er anständig:

„No, nur führen Sie mich jetzt in eine ganz stille, gemüthliche Weinstube, dort lassen wir eine „Kalte Ente“ aufsetzen, und dabei mache ich dann den „römischen Kaiser“ fertig.“

Das veranlaßte mich! Erich immer von der Seite beobachtet, führte er die beiden in Grüns Weinstube. Es waren bis zu Beginn der „Vorstellung“ noch drei Stunden, nach deren Ablauf wir uns treffen wollten.

Ein paar Stunden später.

Der Saal füllte sich, ich lag auf der ersten Bank. Müller-Raststätt lag neben mir und her, schließend konnte der berühmte Vogel nicht aus der Erde fallen. — Er war Erich war keine Spur zu erkennen. Ich sah nur das Publikum an: fast ausschließlich Damen. . . auch ein paar Hoffdiele. . . die männlichen Kunstgenüßlichen waren zu zählen — na, das konnte gut werden. . .

Man wurde unruhig, dem Vorlesenden sträubten sich die Haare, aber — na, mit fast unerbittlich, kam er — ruhig — behärdigt — freundlich lächelnd — seine Miene war so gleichmäßig und unbe- wußt, als erwartete niemand etwas von ihm, als ginge ihn das alles hier gar nichts an. . . aber dann sah ich seine Augen — ich mußte nenna.

Wir war schon jetzt alles gleichgültig, ruhig und ergeben sah ich da zu dem Erich's Blick, der meine Augen schmerzhaft schä- tete — ich wollte heute jede Gemeinlichkeit mit ihm kenna!

Er los den „hundert Vogel“, jedoch zwar, aber es ging ohne Zwischenfall. Dann kam das „Raststättchen“. Hier wurde es schon schwieriger, keine Junge Holperie, und ein lebhaftes Räubern machte ich hörbar, antans noch schärdern, die Stühle rücken und schärdern.

Erich belachte ruhig seine eigenen Pointen und ließ sich durch nichts föhren, obwohl die Raufen bedenklich lang wurden.

Winterstein lag ungerührt neben dem Robium, er fand es wohl noch nicht an der Zeit, einzuspringen.

Wie alles einmal ein und demselben, so auch dieses „Raststätt- chen“. In der Pause machte ich Erich auf die Stimmung des Publikums aufmerksam, seine Augen funkelten dazu vor Vergnügen, und er meinte:

„Das muß ich verzeihen, ich sehe schon, der „römische Kaiser“ ist fertig. Du sollst sehen, wie die Stimmung umschlägt. Liebergen, Wopphen, das ist eben nicht hier, fremden Menschen an? Mir ge- fällt es, wo ich vorgelesen habe.“

Schärdern bat ich noch, Winterstein weiterlesen zu lassen — umgibt. Also Verbananen, auch keinen Gang!

Das Publikum erwartete nun die angekündigte neue Novelle und wüßte den Schluß.

Es war wieder still geworden, unheimlich still kam's mir vor. Erich begann laut und heiter zu lesen: „Moritz, der Sorti- meter.“

Dörte ich denn recht? „Moritz, der Sortimeter“?? Hier? Das ist doch unmöglich! Erich las langsam, immer langsamer; all- mählich ließ dann keine Stimme ganz nach, bis endlich nach je ein paar Worten eine bedeutend lange Pause eintrat, während deren man mit Vergnügen wahrnehmen konnte, wie sein ganzer Oberkörper von Lachen geschüttelt wurde über sein eigenes Geistesprodukt. So etwas war den biederen Gallenern noch nicht vorgekommen. Auf fast allen Gesichtern malte sich An- sehen. Die Augen blicketen an Boden; als wären die Voller ge- heit, zu rasch bewegten sich die Körper darauf, und als man auch das nicht mehr erträglich fand, verließ man okenständig den Saal, nur drei Junge Damen blieben sitzen und laien frohlebenden Auges jedes Wort von seinen Lippen. Na, das mußten Fremde sein!

Der „Sortimeter“ nahm auch einmal sein Ende — Erich sah an. „Blanes Erinnern malte sich in seinen Stirnrunzeln, als sie den menschenleeren Saal erblickten. Er hatte je noch, als er topf- schüttelnd im Nebenraum verschwand und mich dort mit den Worten empfing: „So, Gott sei Dank, nun wollen wir paar weiteren Menschen aus hier bei einer guten Flasche becom- mern habe ich ihn zur Strafe vorenthalten.“

Und gleich darauf, während er mir eine duftende rote Nase anstufete: „Da, Wopphen, nimm Du, sie kommt von einer Verbererin, die das Signal an meiner treuen Männerbrut sucht, um Heiden, daß ich mit ihr gehen will. Er wird unten auf der Treppe warten.“

„Ja, Erich, dann kann ich sie doch nicht antreten?“

„O doch, Du kannst schon, mein gelobtes Wopphen. Sie wird dann gleich, woher der Wind weht.“

Wübe und aufgeregt, wie ich war, empfahl ich mich gleich, und Erich gelächelte mit seinem. Eine unheimliche Angst, daß man ihn verhasen könnte, wurde ich nicht los, aber nichts ließ sich gegen mich, man hatte still das Lokal verlassen. Nur brangen bei der Garderobe meine aus seiner Begleiterin: „Dem Kerl wollen wir's schon antreiben, in Halle liest der nicht wieder, dafür werde ich sorgen.“

Am Rande der Treppe stand ein einfaches Mädelchen. Ein Blick

auf Erich, der mich am Arme führte, ein Blick auf die Rolle an meiner Brust — und weg war sie.

Die Erich die Bogenstrich schloß, reichte er mir einige Briefe in die Hand: „Die hab ich heute abend bekommen, Wopphen. Wenn Du sie gelesen hast, kommen sie zu-ben anberen in die bewußte Mappe.“

Ich nahm den ersten und las:

Lieber Otto Erich Hartleben! Du gefällst mir, ich möchte Dich haben! Weil Du so bunt bist und allherth, immer muß ich Dich anbehen, aber die Augen tun mir weh, nach, ich schärdle sie und reibe reißt — bis sie nach werden aus Gründen, daß ich, die lasche habe. Lieber Otto Erich! Ich möchte Dir viel mehr sagen. Ganz heimlich schreib ich's auf ein Blattchen, halte es lose zwischen die Lippen, das es soend die Lippe Dir zuföhren. Geil wüßt der Wind um Botenreich, daß es so flattert davon, und hat er Dich erreicht — dann weißt Du auch, wer der Wind weht. Beschlagene Nase, die in Dein Saugloch, aus beiden Deines Einverstandnisses für unser Besonnenheit — ich erwarte Dich. Gite.“

Erich bekam viele solcher Briefchen, aber an einem Abend drei? — Alle Achtung!

Mein Dichter! Nicht wahr, Du bist gut und liebenswürdig, dramatisch mit gleich eine Frage. Es wurde heute abend behauptet, das Stück „Mißgeschick vom Regiment“ sei von Subermann's „Frischen“ becom- mung flucht worden. Das erlaube ich mir unheimlich zu finden.

Du. . . mein Dichter. . . und Subermann. . . China.“

Die Mädelchen, die mich vorhundert, ich las den dritten und be- dauerte, daß er der letzte war:

„Vochverehrter Herr Otto Erich!“

Es ist eine große Dreifachheit, Ihnen zu schreiben, aber Sie leben so gut aus, deshalb wage ich's. Sie sind so unwehner, be- reit und barm — es liebe die Aufrichtigkeit — habe ich noch nichts von Ihnen gelesen und ich heute heimlich, ganz heimlich aus- geschrieben, daß großer Waghalsigkeit, die es Erlaubnis, hierber- gehen, nur rauhweg beweigert wurde. Also ich habe noch nichts von Ihnen gelesen, es war ganz gewiß nicht meine Schuld, aber trotzdem ich schon 17 Jahre alt bin, Herr! Wenn Sie dieses Brief- chen wieder ein zu schreiben, daß ich noch keines habe fertigstellen können. Und ich muß aufhören, wie Mama sich an Ihren Geschichten ergötzt, wie sie entzückt ist und sich wälat vor Lachen, und ich liebe vor einem reizenben verschlossenen Garten.

Aber ich hab' für alle jene Schriftsteller eine Schwärmerin, deren Werke ich nicht lesen darf, das ist immer eine gute Heiden, und heut abend empfand ich, daß ich wieder einmal recht hatte. Die Sachen, die man mir zu unwehner bereitwillig zu lesen gibt und dabei sagt: „Da lies nur, es ist für jede junge Mädchen gut, das zu kenna“ — bieten Böhren brins' ich meist das größte Miß- trauen entgegen.

Als hinter Sie so nett, wie ich Sie mir in allen Dingen vor- stelle, und Sie mir Ihre unsterblichen Werte, vor allem aber „Moritz, der Sortimeter“, poste restante.

Diese Briefe legte ich in den übriken üblichen Inhalts in eine Mappe, auf welche Erich das schöne Wort „Einfachbriefe“ ge- schrieben hatte.

Als hinter der neue Notizenband unter dem Titel „Der römische Kaiser“ erschien, worin auch „Moritz, der Sortimeter“, enthalten war, prägte auf dem Stimmungsblatt:

„Den lieben Hallenser Damen der Literarischen Gesellschaft in freundschaftlicher Erinnerung!“

Warum die Frauen so viel sprechen.

Sprechen die Frauen, wie man behauptet, eigentlich mehr wie die Männer? Marie's Versuch soll diese Frage auf den Grund; er bleibt bei der gewöhnlichen Behauptung und legt die Gründe der weiblichen Beschränktheit auseinander. Man kann ihn wohl eine Weile anhören:

„Wenn der Januar zu Ende geht“, so schreibt er nach der „Zal. Wilt“, „ist es jedesmal ein kleiner Scherz, ein, den ich in meine Inauguralrede, welche ich vor ein paar Jahren in Wien bekam. Ein alter Richter, der in dem Hause meiner Eltern verlebte, sagte mit demnir an dem Saal und fragte mich: „Weißt Du, Kleiner, in welchem Monat die Frauen am wenigsten sprechen?“ Ich tat, als ob ich es nicht wüßte; außer alter Freund wäre sicherlich sehr berührt gewesen, wenn ich nicht im stillen die Antwort hätte geben lassen: „Im Monat Februar.“ . . . weil er nur 28 Tage hat.“

Die meisten ungeren Beizgenoffinnen nehmen das Schwereigelt- renomee, in dem das Schöne Geschlecht sich unbedenklich Zeiten steht, mit gutem Quor bis. Aber rüht nun dieser merkwürdige Unterschied in dem Redebedürfnis der beiden Geschlechter? Bei der hohen Anzahl seiner Frauen in einem Hause kommt es, daß die Männer weniger sprechen, als die Frauen. Die meisten ungeren Beizgenoffinnen nehmen das Schwereigelt- renomee, in dem das Schöne Geschlecht sich unbedenklich Zeiten steht, mit gutem Quor bis. Aber rüht nun dieser merkwürdige Unterschied in dem Redebedürfnis der beiden Geschlechter? Bei der hohen Anzahl seiner Frauen in einem Hause kommt es, daß die Männer weniger sprechen, als die Frauen. Die meisten ungeren Beizgenoffinnen nehmen das Schwereigelt- renomee, in dem das Schöne Geschlecht sich unbedenklich Zeiten steht, mit gutem Quor bis. Aber rüht nun dieser merkwürdige Unterschied in dem Redebedürfnis der beiden Geschlechter? Bei der hohen Anzahl seiner Frauen in einem Hause kommt es, daß die Männer weniger sprechen, als die Frauen.

